

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Getreu bis in den Tod! Von Oberst a. D. Lüdecke

[urn:nbn:de:bsz:31-336699](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336699)

Getreu bis in den Tod!

Von Oberst a. D. Lüdecke.

Das war der Wahlspruch des Regiments von der Marwitz, dem ich schon im Frieden als Bataillonskommandeur bis zum Kriege angehört habe.

Das Regiment 61, später genannt von der Marwitz, war im Kriege 1870/71 dadurch berühmt geworden, daß es auf so ehrenvolle Weise seine Fahne verloren hatte.

Das Regiment sollte im Januar 1871 ein Fabrikgebäude erstürmen, das der Sohn des französischen Freischarenführers Garibaldi verteidigte. Der Sturm mußte aber wegen zu großer Verluste ausgegeben werden.

Am nächsten Tage schickte der junge Garibaldi in einer Anwendung von Ritterlichkeit durch einen Parlamentär die Fahne des Regiments zurück mit der Mitteilung, daß man sie unter einem Hügel von Leichen gefunden hätte. Ein Fahnenträger nach dem andern war gefallen, jeder deckte mit seinem toten Körper das Fahnentuch. Keiner wollte das Ehrenzeichen des Regiments in die Hände des Feindes fallen lassen.

So hielten unsere Väter ihren auf die Fahne geschworenen Treueid!

Als uns Schülern diese Geschichte des tapferen 61er Regiments, dessen Füsilier-Bataillon in meiner Vaterstadt Neustettin gestanden hatte, von unsern Lehrern erzählt wurde, ahnte ich nicht, daß ich daselbe ruhmreiche Regiment einst im Weltkriege in der Schlacht bei Gumbinnen wieder gegen eine Fabrik, gegen die Ziegelei von Mattischlehen, führen würde und daß ich die Dijon-Fahne fast in den Händen des Feindes hätte lassen müssen. Doch ich will von dieser meiner ersten und schrecklichsten Schlacht des ganzen Weltkrieges erzählen, in der wir über 12 Stunden im Todeskampf gegen einen zehnfach überlegenen, in einer unmeinnbaren Stellung befindlichen Feind lagen.

Die russische Dampfwalze hatte in Gestalt von zwei riesengroßen Heeren, jedes ca. 250 000 Mann stark, die deutsche Grenze überschritten, eine dritte Armee wurde noch bei Warschau aufgestellt.

Seugend und mordend zogen die disziplinosen, asiatischen Horden durch unser schönes Ostpreußenland, die arme gehezte Bevölkerung mit ihrer kümmerlichen Habe vor sich hertreibend.

Als diese Nachricht nach Thorn gelangte, wurden wir von dort am 8. August 1914 Hals über Kopf verladen, um uns dem Feinde entgegen zu werfen.

Nur drei aktive Armeekorps und einige Reserve-Formationen, zu einer Armee zusammengestellt, standen gegen das Millionenheer der Russen zur Verfügung. Alles andere kämpfte auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Wir ahnten, daß von uns der Opfertod fürs Vaterland verlangt wurde.

Am 19. August marschierten wir dem Feinde entgegen, überall auf das freudigste begrüßt von unseren geflüchteten Landsleuten, die die bestimmte Hoffnung hatten und aussprachen, daß sie nun bald wieder auf ihre Scholle, wo sie so friedlich gearbeitet hatten, zurückkehren könnten.

Schreckliche Geschichten erzählten sie, wie erbarmungslos der Feind in ihren Dörfern gehaust hatte.

Ein Offizier von einer vorausgeschickten Patrouille meldete, daß er persönlich fünf Kosaken erschossen hätte, die von ihm überrascht worden waren, als sie Frauen in den Keller geschleppt hatten.

Wir versprachen, daß wir das Land von diesen Bestien befreien würden.

Am Abend des 19. August bekamen wir Fühlung mit dem Feinde, den wir am nächsten Tage angreifen sollten. Wir marschierten die Nacht durch und lagen gegen Morgen auf einem hohen Berge, von wo wir in der Dunkelheit brennende Dörfer, Gehöfte und Kornmieten erblickten, die auf weite Strecken die Nacht zum Tage machten. Deutlich erkannten wir endlose russische Marschkolonnen, die in größter Sorglosigkeit mit Laternen in ihre Stellung marschierten.

Am 20. August um 4 Uhr morgens, als es begann hell zu werden, erfolgte unser Angriff.

Unbekümmert um das feindliche Feuer, gingen wir gegen die Stellung des Feindes vor.

Unser Regiment hatte als Angriffspunkt die Ziegelei von Mattischkehmen, die überall mit Schießscharten versehen und in allen Stagen mit Maschinengewehren besetzt war.

Während des Angriffs bekam ich die Meldung, daß unser geliebter Regiments-Kommandeur, Oberst Zanke, schwer verwundet war, und daß ich die Führung des Regiments zu übernehmen hätte.

Der Angriff wurde ohne Unterbrechung fortgesetzt. Zunächst suchten wir uns in Besitz von Waldstücken und Gehöften zu setzen, die vor unserem Angriffsziel, der Ziegelei, lagen und vom Feinde schwach besetzt waren. Im Laufschrift in der Schützenlinie durchheulten wir das Sperrfeuer des Feindes.

Da ich kein Gepäck wie meine Leute zu tragen hatte, war ich etwas weit vorgekommen und gelangte mit meinem Adjutanten, Leutnant Giese, als erster in ein vom Feinde besetztes Gehöft.

Ich riß die Tür eines Schafstalles auf und sah mich plötzlich drei russischen Offizieren, darunter ein Hauptmann, und ca. zehn russischen Soldaten gegenüber. Auf meinen energischen Zuruf: „Waffen hinlegen, Hände hoch“, gaben sie sich, statt uns einfach niederzuschießen, gefangen. Ich fühlte aber, in welcher gefährlichen Lage wir uns befanden, bat im stillen Gott um Schutz und wünschte, daß doch meine Soldaten kalt kommen möchten.

Nach langen, bangen Minuten, als die Russen schon anfangen, unruhig zu werden, weil sie wohl das Unwürdige ihres Verhaltens einsahen und erkannten, daß wir außer unserem Säbel keine Waffe bei uns hatten, hörte ich meine Schützenlinie das Gehöft besetzen.

Stolz darauf, die ersten Gefangenen persönlich gemacht zu haben, übergab ich die Russen einem Feldwebel und ließ sie zur Division transportieren. Dann wurde der Angriff weiter fortgesetzt. Indem unsere Schützenlinie durch andere Truppenteile, 11er und 141er, verstärkt wurde, arbeiteten wir uns unter großen Verlusten gegen die feuerspeiende Fabrik weiter vor.

Inzwischen war es Nachmittag geworden und mir gelungen, das Regiment bis auf 100 Meter an die Fabrik heranzubringen.

Ich selbst lag mit meinem Adjutanten dicht hinter der Schützenlinie und leitete von hier aus das Feuer. Deutlich konnte ich erkennen, daß die

Masch
Schütz
der
wurde
nach
dami
Feuer
ließen
waren
den
Um
erträg
stande
machen
aus
endlich
komme
versch
der
zu
schieße
wärts
Ich
mich,
fehl
Offizie
nicht
gegebe
daß
fast ga
hatte.
Berwu
der
weiter
er dur
Mein
Sieben
gekom
spritzte
konnte
überfl
zu der

Maschinengewehre aus den Fenstern der Fabrik wie Feuersprizen die Schützenlinien entlang setzten. Zum Unglück bekamen wir auch noch aus der Flanke feindliches Maschinengewehrfeuer.

Als ich den Eindruck gewann, daß unser Feuer immer schwächer wurde, beauftragte ich meinen Adjutanten, zurückzuziehen und Munition nach vorn zu schaffen. Auch sollte er dringend um Verstärkung bitten, damit wir den Sturm auf die Fabrik ausführen könnten.

Im stillen hoffte ich immer, daß den Russen doch endlich bei dem Feuerhagel, den sie nun schon stundenlang auf uns herniederprasseln ließen, die Munition ausgehen würde, aber es hagelte immer weiter. Wir waren deckungslos dem feindlichen Feuer preisgegeben, da wir uns in den harten Lehmboden, auf dem wir lagen, nicht eingraben konnten.

Um diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen und um aus dem Feuer endlich herauszukommen, rief ich verschiedene Male der Schützenlinie zu, lebhafter zu schießen und vorwärts zu springen.

Ich wunderte mich, daß mein Befehl auch von den Offizieren gar nicht mehr weitergegeben wurde und daß unser Feuer fast ganz aufgehört hatte. Da kam ein Verwundeter aus der Schützenlinie



Statt uns einfach niederzuschießen, gaben sie sich gefangen.

zu mir gekrochen und fragte mich, wo der Verbandsplatz wäre, er hätte mehrere Schüsse in sein Bein bekommen und wollte sich verbinden lassen.

Ich sagte ihm, er sollte zur Unterstützungskompanie kriechen, die ungefähr 200 Meter hinter uns auf einer kleinen Anhöhe lag.

Dann fragte ich den Verwundeten: „Weshalb wird denn gar nicht mehr von euch geschossen? Habt ihr keine Munition mehr?“

Er antwortete: „Ach, Herr Major, die ganze Schützenlinie ist ja tot!“

Mühsam, unter großen Schmerzen, kroch der arme Verwundete weiter, aber den Verbandsplatz erreichte er nicht, denn schon vorher wurde er durch eine tödliche Kugel von seinen Schmerzen erlöst.

Nun lag ich ganz allein in diesem Stahlgewitter mit meiner toten Schützenlinie und bat Gott, doch auch mir bald eine Kugel zu schicken. Mein ganzes Leben ging im Fluge an mir vorbei, ich dachte an meine Lieben in der Heimat und glaubte bestimmt, auch meine letzte Stunde sei gekommen.

Wie Hagelkörner schlugen die Kugeln um mich herum ein und spritzten mir den Lehm in das Gesicht, doch keine Kugel traf mich. Gott konnte mich noch nicht, so wie ich war, gebrauchen.

Schließlich sagte ich mir: „Bei deiner toten Schützenlinie bist du überflüssig, tue deine Pflicht bei den Lebenden.“ Deshalb kroch ich zurück zu der Unterstützungskompanie.

Furchtbar hatte auch diese vom feindlichen Granat- und Maschinengewehrfeuer zu leiden. Von 250 Mann war sie in dem feindlichen Trommelfeuer auf 50 bis 60 Mann zusammengeschmolzen.

Durch einen Unteroffizier, neben dem ich mich gelegt hatte, ließ ich mich über die Stellung des Feindes orientieren. Als er mir eben gesagt hatte: „Dort die feindliche Batterie mit ihren sieben Geschützen, die hinter dem Gehöft steht, die ist unser Verderben“, da riß ihm auch schon beim letzten Wort eine Granate den Helm vom Kopf und ein Stück Schädeldecke mit weg. Er stieß einen Schrei aus, der mir noch heute in den Ohren gelst. Mit leisem Stöhnen hauchte er dann neben mir sein junges Leben aus.

Ich nahm sein noch heißes Gewehr und lud die Patronen aus seiner Tasse und schob sie gegen den Feind. Nach einiger Zeit kam ein junger Musketier, mit Namen Wroblewski, zu mir gekrochen und sagte: „Herr Major, ich will zurücklaufen und bitten, daß man uns Hilfe schickt, und daß unsere Artillerie auf die feindliche Batterie hinter dem Gehöft schießt, sonst bleibt keiner von uns übrig.“ Ich antwortete ihm: „Das ist unmöglich, Sie kommen keine zehn Schritt weit.“ Er entgegnete mir: „Dann will ich mich für meine Kameraden opfern.“ Ich empfahl ihn dem Schutz Gottes und ließ ihn laufen.

Nach wenigen Schritten sausten bereits mehrere Granatschüsse hinter ihm her. Er wurde durch den Luftdruck ordentlich in die Höhe und zur Seite geschleudert, aber er blieb unverletzt.

Vergeblich warteten wir auf die Hilfe; es war alles bereits eingeseht. Keine der Unterstützungen war bis zu uns gekommen. Schon auf 800, 600, 400 Meter waren sie von dem Feinde, der sämtliche Entfernungen beim Ausbau der Stellung festgelegt hatte, bis auf den letzten Mann niedergemäht worden.

So sah man dasselbe Bild, wie wir es vom Manöver her gewohnt waren, aber über diesem Manöverbild schwebte die erschütternde Majestät des Todes.

Schützenlinie lag ausgerichtet hinter Schützenlinie, das Gewehr war zum Schießen vorgebracht, nur der Kopf gesenkt, als wollten die bleichen Lippen noch zum letzten Male die Mutter Erde küssen, die sie nun bald wieder in ihrem Schoß aufnehmen sollte. Wieviel Tränen wird dieser 20. August der Heimat kosten, dachte ich im stillen, als ich das Bild in mich aufnahm.

Um 4 Uhr nachmittags wurde der Befehl durch die Schützenlinie gegeben: „Der Angriff wird abgebrochen, alles zurück bis in die nächste Aufnahmestellung.“

Wie sollte das aber ausgeführt werden? Der Feind war so genau auf uns eingeschossen, daß er uns nicht wieder aus den Fingern ließ. — Ich holte mir Rat von dem Lenker der Schlachten, dann befahl ich: „Jeder schießt so schnell er kann,“ um den Eindruck beim Feinde zu erwecken, daß wir Verstärkung bekommen hätten. Als Antwort auf unser lebhaftes Feuer kam vom Feinde eine Granatfalve aus seinen sieben Geschützen, die mit Donnergewölke bei uns einschlug und uns für kurze Zeit in Rauch und Staub hüllte.

Den Augenblick benützte ich und rief: „Alles zurück, marsch, marsch!“

Mit Gottes Hilfe brachte ich, ohne daß der Feind es merkte, die letzten 50 Mann ohne den geringsten Verlust aus dem entsetzlichen Feuer

Die 3
weiter
noch
Stund
von U
Masse

wagte
stellte

liegen

ments
zerfle

„Unse
auch
Augen

deckte
ten r

Kokos
in de

aufzu
tief k

ger, a
öffnet
ger d

trat
„Fah
Stelle

„Fah
Stelle

den
ten i

erzäh
ten so
müsse

„Fah
Stelle

den
ten i

erzäh
ten so
müsse

„Fah
Stelle

den
ten i

Die zurückgebliebenen Toten übernahmen unsere Deckung und wurden weiter vom Feinde beschossen. Unentwegt schoß der Feind auch immer noch auf die tote Schützenlinie, die dicht vor der Fabrik lag. Schon seit Stunden ging die Feuerspritze immer von rechts nach links und zurück von links nach rechts. Wie ein Sieb mußten diese toten Körper durch die Maschinengewehre durchlöchert sein.

Die Furcht des Feindes war so groß, daß er uns nicht zu folgen wagte, sondern erst am nächsten Morgen vorsichtig vorrückte und feststellte, daß er nur noch tote Schützenlinien vor sich hatte.

Wir sammelten uns am Abend und in der Nacht in den rückwärts liegenden Schöften. Dort fand ich auch den im Blute liegenden Regimentskommandeur, Oberst Zanke, ein Granatsplinter hatte seinen Rücken zerfleischt. Im Wundfieber drückte er mir immer die Hand und stöhnte: „Unser armes, armes Regiment.“ Als ich ihm dann noch mitteilte, daß auch unsere Dijon-Fahne nicht zurückgekehrt sei, da füllten sich seine Augen mit Tränen. Ich

deckte den Schwerverwundeten mit einem schmutzigen Kokosläufer zu, weiter war in dem ganzen Hause nichts aufzufinden und saß noch tief betrübt an seinem Lager, als sich plötzlich die Tür öffnete, und der Fahnenträger des Bataillons hereintrat mit der Meldung: „Fahne des Bataillons zur Stelle!“

Als ich ihn fragte, wo er denn jetzt herkäme, wir hätten ihn längst aufgegeben, erzählte er, die Russen hätten so stark auf ihn geschossen, daß er erst die Dunkelheit hätte abwarten müssen, um die Fahne zurückbringen zu können.

Da verklärte ein Freudenstrahl das Gesicht des schwer verwundeten Kommandeurs.

Während der Nacht sammelte ich die Trümmer des tapferen Regiments von der Marwitz und mußte melden, daß das Regiment von 2500 Mann ca. 1600 Mann und von 60 Offizieren 42 zum größten Teil aktive Offiziere verloren hatte.

Ein kleiner Teil des Regiments, der versprengt war und bei anderen Truppenteilen mitgekämpft hatte, fand sich am anderen Tage wieder heran.

Unter den geretteten Mannschaften befand sich auch der junge Seminarist Broblewski, der den Todeslauf durch das feindliche Artillerie- und Maschinengewehrfeuer gemacht hatte. Ich beglückwünschte ihn zu seiner Errettung und beförderte ihn wegen seines tapferen Verhaltens im feindlichen Feuer zum Gefreiten und reichte ihn zur Verleihung des Eisernen Kreuzes 2. Klasse ein.

Als ich ihn darauf aufmerksam machte, wie dankbar er Gott sein müßte für seine wunderbare Errettung, antwortete er mir, er sei fugel-



„Fahne des Bataillons zur Stelle!“

sicher, da er ein Amulett auf der Brust trage, das ihn vor jeder Kugel schütze.

Ich entgegnete ihm: „Glauben Sie doch an solchen Unsinn nicht, sonst sind Sie der nächste, der fällt.“

Als ich nach der Schlacht bei Tannenberg wieder nach Broblewski fragte, meldete mir sein Kompagnieführer, er sei trotz stärksten Feuers und trotz wiederholter Verwarnung immer aufrecht in seiner Gruppe herumgelaufen und hätte sehr bald einen tödlichen Schuß durch sein Amulett bekommen.

Gott hatte ihm bewiesen, daß er allein Herr über Leben und Tod ist. Mit Rücksicht auf die großen Verluste entschloß sich unser Oberbefehlshaber, der General Brittwitz, Ostpreußen dem Feinde preiszugeben und hinter die Weichsel zurückzugehen.

Er meldete wörtlich der Obersten Heeresleitung, mit einer Handvoll Leuten könne er nicht ein Millionenheer aufhalten.

Am nächsten Tage traten wir den Rückmarsch in der Richtung auf die Weichsel an.

Als wir die unabsehbare Flüchtlingsmenge, die sich hinter uns zusammengestaut hatte, wieder passierten, da ertönte ein Wehgeschrei, das sich uns das Herz im Leibe umkehrte. „Ihr wollt uns wirklich den Russen ausliefern, erbarmt Euch!“ schrien uns die verzweifeltsten Leute entgegen, die uns zwei Tage vorher noch so hoffnungsvoll zugerubelt hatten. Laute Gebete mit gen Himmel gereckten Armen schlugen an unser Ohr: „Gott im Himmel schütze du uns, alle lassen uns im Stich.“ Das anzuhören während wir stundenlang durch die verzweifeltsten Ostpreußen hindurchmarschierten, das war schlimmer als der Tod auf dem Schlachtfelde, und den wir unsere Kameraden beneideten. Wir sahen ein, daß Menschenkraft hier zu Ende sei, und daß nur noch ein Höherer helfen konnte.

Und Gott erhörte das Wehgeschrei und das Gebetsringen eines verzweifeltsten, unschuldigen Volkstammes. Plötzlich kam die Nachricht, alles solle wieder Front machen, der Kaiser schicke zwei neue Männer, die Ostpreußen von dem Feinde befreien sollten. Diese beiden Männer waren Hindenburg und Ludendorff.

Eine Wendung trat ein, und welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

Tannenberg wurde geschlagen, doch davon später. Als wir Ostpreußen von den Russen gesäubert hatten, mußten die Regimentskommandeure mit unserem kommandierenden General von Mackensen das Schlachtfeld von Gumbinnen noch einmal besichtigen und ihm zeigen, wo die Regimenter zuletzt beim Abbruch der Schlacht gelegen hatten.

Eine lange Reihe abgeschossener Patronen 100 Meter vor der Fabrik zeigte die letzte Stellung und die letzten Ueberreste des tapferen Regiments von der Marwitz, vermischt mit Teilen des Regiments von Borcke, die beide im Tode vereint ihren Wahlspruch: „Getreu bis in den Tod!“ und „Zage nie!“ in die Tat umgesetzt und sich ihrer Dijonväter würdig gezeigt hatten.

Die Friedenskameradschaft der beiden Brigade-Regimenter 61 und 21, die oft auf dem Thorner Exerzierplatz nebeneinander und gegeneinander gekämpft hatten, hatte sich auch auf dem Schlachtfelde glänzend bewährt. Keins wollte das andere im Stich lassen. Im edlen Wettstreit um die Palme des Sieges ringend, gingen die Angehörigen beider Regimenter unter meiner Führung für das Vaterland in den Tod.

Matt
Tage
durch

daß

Regi

im A

Ende

Kreu

wir d

und

den C

kennt

voll

dienst

Händ

So stand ich denn tief erschüttert an den Fenstern der Ziegelei von Mattischkehmen, von wo aus uns die russischen Maschinengewehre zehn Tage vorher niedergemäht und stundenlang die toten Leiber der Helden durchlöchert hatten.

Ich ging betend von Massengrab zu Massengrab und schämte mich, daß ich in dem großen Sterben des 20. August am Leben geblieben war.

Ich kam mir vor wie ein Fahnenflüchtiger, der sein tapferes, totes Regiment verlassen hatte.

An Tausenden von Gräbern meiner gefallenen Soldaten habe ich im Kriege gestanden und immer wieder frage ich mich, soll dies nun das Ende sein? Im Geiste sehe ich Tausende und Abertausende von schwarzen Kreuzen sich anklagend gen Himmel recken, als wollten sie sagen: „Haben wir diesen Dank für unsere Treue bis zum Tode verdient?“

Wir siegten, warum seid Ihr unser Volk immer noch in Not, Schmach und Schande?

Was sollen wir darauf antworten? Weil wir auch jetzt noch nicht den Erbfehler der Deutschen, die Uneinigkeit, abgelegt haben.

Wir sind nicht mehr das stolze Volk, von dem einst Bismarck sagen konnte: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!“

Durch unsere Schuld sind wir jetzt ein elendes, verachtetes Sklavenvolk geworden, das für die anderen Völker der Welt Fron- und Kriegsdienste tun und bis zum letzten Blutstropfen arbeiten muß.

Dafür dürfen wir nur dann und wann einmal mit gefesselten Händen aus dem Liebesbecher der Feinde trinken.

Herr, mach uns frei!

» Vermißt «

Sie schrieben uns das schlimme Wort: »Vermißt«,
Und keiner weiß, wie du gestorben bist.

Ein wenig Hoffen blieb -, wir schauten aus,
Es fand kein Wort von dir den Weg nach Haus.

In langer Tage, banger Nächte Not
Starb alle Hoffnung müden, schweren Tod.

Und weiß kein Mensch um deine Qual und Wunden,
Herrgott, du weißt um seine letzten Stunden.

Du kannst auch heut' durch bitterm Todes Türen
Die Deinen wie im Traum zum Frieden führen.

So gib mir eine starke Zuversicht,
Laß sie im Dunkel mir als einzig Licht:

Daß deine Gnade dort am größten ist,
Wo wir nichts wissen als das Wort: »Vermißt«,
Clara Priek.